



Evangelisch-reformierte Gemeinde Bayreuth

Gottesdienst am 15. Mai 2022 (Sonntag Kantate, mit Abendmahl)

Predigt zu Johannes 21,1-14 von Pfarrer Simon Froben

MailTo: bayreuth@reformiert.de

Eingangsgebet zum Sonntag Kantate

Wunderbarer Gott!

Neue Lieder wollen wir Dir heute singen.

Neue Lieder mit Freude und Fröhlichkeit
um Dir zu danken und Dich zu rühmen.

„Jauchzt alle Lande, Gott zu ehren“

Doch bringen wir mit diesen Liedern auch uns selbst vor Dich:

Unsere Sorgen und Ängste, was uns bedrängt und beschäftigt
und singen uns in alledem auch selbst etwas Mut zu:

„In Dir ist Freude in allem Leide“

So lass Dir unseren Lobgesang gefallen

und erfülle ihn mit dankbarer Freude

und trostvollem Klang,

der mit unseren Mündern auch die Ohren und Herzen weitet

für deine Gegenwart und das, was Du uns zu sagen hast.

Segne dazu diesen Gottesdienst!

Amen!

Predigt

Liebe Gemeinde!

Es kam der Zeitpunkt, da war alles erzählt, aufgeschrieben und mit abschließenden Kommentaren versehen, was es zu Jesus von Nazareth und seinem Leben zu sagen gab.

Gut so! Jesus von Nazareth – das ist jetzt Geschichte. Aus und vorbei!

Ihr könnt nach Hause gehen. Ihr braucht hier nicht weiter rumzustehen und zu warten. Es passiert nichts mehr! Auch der große Tag der Auferstehung aller Verstorbenen, das hat noch Zeit. Kommt, haut ab! Lebt Euer Leben!

Und langsam, zögerlich gehen sie tatsächlich davon, auch die engsten Freunde und die Anhänger Jesu. Und sie gehen an den einzigen Ort, den sie überhaupt noch haben, nachdem all das geschehen war, nachdem sie alles gewonnen und alles verloren und alles ganz neu wieder gewonnen hatten. Sie gehen zurück in ihr altes Leben, bevor Jesus gekommen war. Zurück an den Start. Geht das?

Ich lese Johannes 21,1-14 (neue Basisbibel):

*Später zeigte sich Jesus seinen Jüngern noch einmal.
Das war am See von Tiberias und geschah so:
Es waren dort beieinander: Simon Petrus, Thomas, der Didymus genannt wird,
Natanael aus Kana in Galiläa, die Söhne des Zebedäus und zwei weitere Jünger.
Simon Petrus sagte zu den anderen: »Ich gehe fischen!«
Sie antworteten: »Wir kommen mit.«
Sie gingen zum See und stiegen ins Boot. Aber in jener Nacht fingen sie nichts.
Als es schon Morgen wurde, stand Jesus am Ufer.
Die Jünger wussten aber nicht, dass es Jesus war.
Jesus fragte sie: »Meine Kinder, habt ihr nicht etwas Fisch zu essen?«
Sie antworteten: »Nein!«
Da sagte er zu ihnen:
»Werft das Netz an der rechten Bootsseite aus. Dann werdet ihr etwas fangen!«
Sie warfen das Netz aus.
Aber dann konnten sie es nicht wieder einholen, so voll war es mit Fischen.
Der Jünger, den Jesus besonders liebte, sagte zu Petrus: »Es ist der Herr!«
Als Simon Petrus hörte, dass es der Herr war, zog er sich seinen Mantel über und
band ihn hoch. Er war nämlich nackt. Dann warf er sich ins Wasser.
Die anderen Jünger folgten im Boot und zogen das Netz mit den Fischen hinter sich
her. Sie waren nicht mehr weit vom Ufer entfernt, nur etwa 100 Meter. Als sie an
Land kamen, sahen sie dort ein Kohlenfeuer brennen. Darauf brieten Fische, und
Brot lag dabei.
Jesus sagte zu ihnen: »Bringt ein paar von den Fischen, die ihr gerade gefangen
habt.«
Da stieg Simon Petrus ans Ufer und zog das Netz an Land. Es war voll mit großen
Fischen – genau 153 Stück. Und das Netz zerriss nicht, obwohl es so viele waren.
Da sagte Jesus zu ihnen: »Kommt und esst!«
Keiner der Jünger wagte es, ihn zu fragen: »Wer bist du?«
Sie wussten doch, dass es der Herr war.
Jesus trat zu ihnen, nahm das Brot und gab ihnen davon. Genauso machte er es
mit dem Fisch. Das war schon das dritte Mal, dass Jesus sich den Jüngern zeigte,
nachdem er von den Toten auferstanden war. Amen!*

Liebe Gemeinde!

Einer der spätesten Autoren der Bibel beschreibt in diesem Nachtrag zum letzten Evangelium das *nachösterliche* Leben. Das Licht der Auferstehung muss sich im Grau des wiedergekehrten Alltags bewähren.

Ist könnte diesen Text leicht abtun: Er ist zeitlich gesehen weiter vom tatsächlichen Geschehen um Jesus entfernt als die meisten anderen Texte. Kaum mehr als eine aufleuchtende Erinnerung.

Umgekehrt heißt das: Er ist viel näher bei uns und unserer Situation heute. Wer immer diese Erzählung geschrieben hat: Er kennt den Abstand, den das eigene Leben zum Leben und zur Geschichte Jesu und seiner Jünger hat. Wer immer diese Erzählung geschrieben hat: Er kennt die Herausforderung eines Glaubens, die Ernüchterung auch eines Glaubens, der nicht auf

ein nahes Gestern verweisen kann – „ich selbst hab es gesehen“, „ich habe es von Zeugen gehört, die dabei waren“, sondern sich im Hier und Jetzt bewähren muss. Die Sehnsucht eines Glaubens nach spürbarer Nähe, ja nach Wundern auch in einer Welt voll von menschlichen Problemen und menschlichem Unfrieden.

Die Jünger gehen fischen. Auf dem See von Tiberias, dem See Genezareth.

Am Ende ist alles beim Alten – und doch ganz anders.

Genau so hatte es angefangen, bevor Jesus in ihr Leben gekommen war. Genau hier hatte er sie abgeholt. Hierhin war er auch immer wieder mit ihnen zurückgekehrt. Hatte Fluten und Stürme mit ihnen durchlebt, An den Ufern des Sees hatte er geheilt und Tausende mit Brot und Fischen satt gemacht.

All das klingt in dieser Geschichte mit an.

Sie lässt sich lesen als ein Potpourri aus Erinnerungen: Das sind z.B. die Jünger. Ihre Auswahl erscheint genauso zufällig, wie ihre Siebenzahl umgekehrt auch das Vollkommene der Schöpfung anzeigt. Mit den namentlich genannten Jüngern verbinden sich vertraute Geschichten vom Glauben, aber auch vom Scheitern im Glauben: Petrus, der Bekenner, der doch leugnete, der übers Wasser ging und doch versank. Thomas, der Zweifler – „Ich will es mit eigenen Augen sehen, die Wunde mit meiner Hand fühlen, sonst kann ich es nicht glauben“. Die Söhne des Zebedäus, auch „Donnersöhne“ genannt, die dereinst so gerne zur rechten und linken Jesu sitzen wollten.

All solche Erinnerungen stößt der Erzähler an. Es ist ein Kaleidoskop vergangener Erlebnisse, ein Mosaik bunter Fragmente, aus denen der Erzähler seine neue Geschichte zusammenfügt. Auch die einzelnen Stationen dieser Geschichte bilden ein solches Mosaik: Eine Folge von Bildern, schillernde Erinnerungsfragmente werden wachrufen: Das ist doch Jesus, wie er am Ufer des Sees Genezareth die ersten Jünger anspricht! Und da sind sie beim Fischen, erfolglos. Kommt jetzt ein Sturm? Geht dann da nicht einer übers Wasser? Ach nein, sie fahren auf sein Wort hin noch einmal aus. Und jetzt sind die Netze voll, gleich werden sie zerreißen. So werden wir Menschenfischer sein! Und der Lieblingsjünger. Und Petrus im Wasser. Unbekleidet wie der Mann, der zu Verhaftung Jesu bei ihm blieb und als sie ihn am Gewand packten, riss er sich er los und floh nackt. Und die Mahlgemeinschaft am Ufer, Brote, Fische. Das karge Mahl des Alltags ist zugleich ein Festmahl der Erinnerung. Und am Ende bleibt diese greifbare und doch unausgesprochene, unbeweisbare Gewissheit: Es ist Jesus, er ist wahrhaftig auferstanden, der uns in dieser Geschichte begegnet. Und diese Geschichte ist zugleich doch eben nichts anderes als eine Geschichte des Alltags: Wir sehen Fischer, die erfolglos ausfahren, deshalb noch einmal ausfahren müssen und beim zweiten Mal doch mehr Erfolg haben. Eine gute Stelle erwischt, zur rechten Zeit am rechten Ort? Manchmal hat man eben auch Glück. Dann muss auch schon mal einer ins Wasser zum Einholen der Netze. Und in den Morgenstunden kräftigt man sich gemeinsam beim Feuer am Strand. Genauso gehen die Tage dahin, Tag für Tag. In der Zeit, bis Jesus kam. Und als er wieder fort war und sie zurückgekehrt waren.

Ein Tag gleicht dem anderen. Und doch ist alles anders.

Diese Geschichte spricht zunächst einmal für sich: Das Hier und Jetzt des Alltags ist untrennbar mit den hoffnungsfrohen Farben der Erinnerungen verwoben, sie sind in diesen Alltag eingeschrieben.

Und zugleich stellt sich eben die Frage: Was bedeuten diese Erinnerungen noch? Kann der Alltag durch sie wirklich ein anderer sein? Denn genauso deutlich, wie die Gegenwart Jesu

erinnert wird, sind auch die Nöte benannt. „*Sie gingen zum See und stiegen ins Boot. Aber in jener Nacht fingen sie nichts.*“, heißt es da. Es sind nur wenige Worte und doch ist in ihnen die ganze, umfassende Möglichkeit und Erfahrung der Vergeblichkeit, ja der Sinnlosigkeit sogar des menschlichen Tuns angesprochen:

Ich höre in diesen Worten die Stunden und Tage, die Lebenszeit, die Menschen aufbringen und am Ende stehen sie mit leeren Händen da.

Da sind die Stunden bei der Arbeit, die ermüden statt zu erfüllen, weil sie keinen für mich sichtbaren Ertrag bringen. Ob in der Schule oder am Fließband, am PC-Bildschirm oder in endlosen Besprechungen, beim Entwickeln neuer Ideen, die dann doch nicht umgesetzt werden, bei Aufbrüchen, die doch versanden oder in der gewohnten Routine.

Sie gingen zum See und stiegen ins Boot. Aber in jener Nacht fingen sie nichts.

Die Bemühungen der einen Frau oder des anderen Mannes oder vielleicht auch beider, die Partnerschaft und Familie doch irgendwie noch zu retten. Vergeblich!

Das Streben um Wertschätzung von Kindern bei Ihren Eltern und Geschwistern oder später dann von Eltern oder Großeltern bei Ihren Kindern.

Der Kampf auch um Recht und Anerkennung, den ich in der Familie genauso kräfteraubend führen kann wie bei Ämtern und Behörden.

In Predigten wird der vergebliche Fischfang naheliegend auf die Entwicklung der Kirche bezogen, früher auf Mission, heute auf Mitgliederschwund. Doch das ist eine grobe Verkürzung der Botschaft zur kirchlichen Nabelschau.

Es steht hier die *ganze* Nacht menschlicher Mühen und Vergeblichkeiten vor Augen. Individuell und im Miteinander: Es geht auch grundsätzlich um die Mühen, mit der Mensch, Adam, dem verfluchten Erdboden im Schweiß seines Angesichts zwischen Dornen und Disteln den Ertrag abringen muss. Es geht um die Schmerzen, mit denen Eva neues Leben zu gebären hat. Es geht dann weiter auch darum, die Verantwortung zu verfehlen, die Gott uns doch gegeben hat, diese Schöpfung, die gut geschaffen ist, mit ihren Ressourcen und Wundern gut zu bewahren.

Und es bedrängt uns in diesen Wochen besonders, dass wir die Netze der Diplomatie des Friedens nicht nur leer sehen, sondern gerissen. Dass der Sturm des Krieges losgebrochen ist, nicht durch Zufall oder Schicksal, sondern weil die Einbindung eines Gewaltherrschers in ein weltweites Wirtschafts- und Sicherheitssystem ganz offenbar misslungen ist. All die Anstrengungen und Kompromisse der letzten Jahre und Jahrzehnte – vergeblich!

Und der See, der Leben und Überleben schenken kann und muss, das Miteinander der Menschen, kann mit seinen Untiefen eben auch zur tödlichen Bedrohung werden. Die Nacht der Menschheit, in der kein einziger Fisch gefangen werden kann.

Sie gingen zum See und stiegen ins Boot. Aber in jener Nacht fingen sie nichts.

Als es schon Morgen wurde, stand Jesus am Ufer. Die Jünger wussten aber nicht, dass es Jesus war.

Es ist wie das Zwitschern der Vögel am frühen Morgen: Wenn die Augen noch immer nur Dunkelheit sehen, noch keine Dämmerung am Horizont auszumachen ist, singen sie ihre ersten Jubellieder gegen alle Vergeblichkeit. Wie lange steht Jesus schon da am Ufer?

In der Nacht der vergeblichen Mühsal, in den Zeiten lebensbedrohender Stürme, mag uns der Blick verstellt sein. Erst im lictenden Morgennebel sehen wir Jesus am Ufer stehen.

Doch er ist nicht eben erst gekommen. Er war da, auch und gerade schon im tiefsten Dunkel der Nacht. In der Vergeblichkeit unseres Tuns ist er da genauso wie in den Stürmen unseres

Lebens: „Ich bin da! Für Dich!“.

Es gehört zur ebenso tiefen und wunderbaren wie verstörenden Erfahrung des Glaubens, dieses Mitsein Gottes, seine Hilfe, seine Fürsorge oft erst im Nachhinein zu erkennen und selbst da noch immer mit Unverständnis und Fragen: „*Sie wussten aber nicht, dass es Jesus war.*“ Nein, es gibt da kein „Gott mit uns!“, wir können seiner nicht habhaft werden, um ihn für unsere vergeblichen Ziele und Wünsche einzuspannen. Und dennoch ist er da. Und wenn die Nebel sich lichten, mag es ein heilsames Erschrecken sein, dass wir gar nicht allein waren. Dass er gesehen hat. Inmitten der Nacht. Dass er gewartet hat. Mit seinem Rat und seinen Fragen. Dass er den Mangel, an dem wir leiden, genau kennt: „Habt Ihr nicht etwas zu essen?“ Ob wir ihm auch hätten zutrauen dürfen, über das Wasser zu gehen, im Sturm womöglich, um uns zur Hilfe zu kommen?

Es ist berührend, mit welcher Zurückhaltung und Vorsicht der Erzähler hier Gottes Anteilnahme und Fürsorge ins Spiel bringt. Es klingt so selbstverständlich: Er steht einfach da. Das allein ist das Wichtigste. Es bräuchte keinen erfolgreichen Fischzug mit 153 Fischen mehr – eine absurd konkrete Zahl –, kein Kohlenfeuer, an dem er sich auf unser Fragen im Brechen des Brotes zu erkennen gibt.

Nein: Er steht einfach da. Hat meine Nacht behütet wunderbar. Weiß um die Vergeblichkeit meines Tuns. Kennt meine Fragen: Wozu das alles? Was mache ich hier? Hat das Leben so einen Sinn?

Er steht einfach, noch im Dunkel der Nacht. Und doch erkennen ihn die Jünger nicht.

Der nachösterliche Glaube kennt keine Gewissheiten. Das Licht der Auferstehung leuchtet in der Schwebe des Vertrauens. Und ich kann die Melancholie nicht überhören, die über alledem liegt: Ach würden wir erkennen können. Schon jetzt! Ach würden wir vertrauen können. Auch in der Not! Ach würden wir – anstatt uns abzumühen in Vergeblichkeiten – aus dem Vollen schöpfen. Es ist ja da! Ach würden wir zuversichtlich und frohgemut unser Leben leben, mit all seinen Mühen und Vergeblichkeiten, mit dem Wissen auch um mögliche Stürme und Untiefen, nur ja die Ohren nicht hängen lassen. Ach würde ich ihn meinen Trost sein lassen. Es ist doch schon alles vollbracht!

Und da sitzen sie nun wieder zusammen. Die Vertrauten und die Freunde Jesu.

Alle sind sie in ihren Alltag zurückgekehrt. Haben das alte Leben neu begonnen.

Und sind nun doch wieder beieinander.

Und es ist mehr als Erinnerung.

Es ist Glaube.

Es ist Hoffnung.

Es ist diese Liebe, die sie noch immer spüren.

Und es ist eine dieser Geschichten, die sie einander erzählen, wieder und wieder,

und wie sie sich dabei gegenseitig ins Wort fallen mit Ergänzungen,

Ausschmückungen, Erinnerungs- und Deutungsfetzen: „Das alles haben wir erlebt!“

Während in der Mitte schon das Brot bereitliegt und der Fisch zur Sättigung,

und der süße Wein seinen Duft verströmt.

Und als sie die altvertrauten Worte hören: „Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken! Und trösten. Dafür habe ich meinen Leib und mein Blut gegeben.“

Da wissen sie es ganz sicher: Er ist mitten unter uns!

Wie haben wir da je vergessen können?

Amen!